



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sachsens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Memorandum stimmt im Wesentlichen überein mit den von uns angegebenen Motiven der Beschlüsse. Mit besonderem Nachdruck ist darin hervorgehoben, daß der Papst, insofern er sich als weltlicher Herrscher gereire, ebensowohl Veränderungen, Beschneidungen seines Gebietes unterworfen sein müsse, als jeder andere weltliche Herrscher. Während des Mittelalters heißt es, haben die Päpste keine Souveränität über die Romagna ausgeübt, diese war bis zum 15. Jahrhundert wie das übrige Italien in Republiken oder kleine Fürstenthümer getheilt. In dieser Zeit vertrieb Cäsar Borgia, Sohn Alexanders VI. die Herrscher von Rimini, Forlì, Imola und Faenza, und letztere wurden solcher Gestalt durch völlig weltliche Mittel zum Kirchenstaat geschlagen. Bologna nahm Julius der II. der Familie Bentivoglio ab und Ferrara etwas später Clemens VIII. der Familie Este, welche vier Jahrhunderte über dieses Gebiet regiert hatte. Zu Ende des 18. Jahrhunderts trat der Papst im Vertrag von Tolentina die Legationen und die Marken ab und diese Landestheile gehörten von da ab bis 1814 zur cisalpinischen Republik und zum Königreich Italien. Nachdem wir nun die politische Thätigkeit in jedem einzelnen der vier Länder bis zum Anfange des Octobers verfolgt haben, wollen wir weiter zunächst einen Blick auf die Schritte werfen, welche gethan wurden, um die Vereinigung der Länder unter sich zu erzielen.

Sachsens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache.

Es ist ein wunderbarer Weg, auf dem Deutschland in der neuern Geschichte seine Entwicklung vollbracht hat; es tritt in die neuere Zeit ein, wie ein verfallendes Gebäude, dessen Fugen allenthalben sich lockern, Zerbröckelung und Abfall nach außen, vorschreitender Zerfall im Innern sind die Merkmale unserer Geschichte schon im ersten Jahrhundert der neuern Zeit, und schon im 16. Jahrhundert prophezeien Patrioten den Untergang des Vaterlandes. Und doch, in eben dem Maße, wie seine äußere Einheit sich zersetzte, hat es sich, statt unterzugehen, eine innere Einheit aufgebaut, wie sie es vorher nie besessen, ein geistiges Vaterland, dessen Vollendung, Größe und Höhe in ihrer neulichen schönsten Offenbarung die Bewunderung und das Staunen, ja den Reiz des Auslandes erregt hat: das ist wol ein wunderbarer Weg der Entwicklung, das ist die Arbeit einer eingebornen Kraft, welche zu den höchsten Leistungen berufen ist. Den Fortschritt und das Gelingen dieser Arbeit stellt am deutlich-

sten die Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache vor Augen, und es ist wirklich gleich bewundernswerth, wie unsre Sprache aus ihrem Zerfall am Schluß des Mittelalters sich emporgearbeitet hat zu dem, was sie jetzt ist, in der Form die sichtbarste Darstellung der Einheit und Größe unsres Vaterlandes, im Inhalt die Trägerin, das Gefäß der bis jetzt höchsten rein menschlichen Bildung, deren irgend ein Volk der Gegenwart sich rühmen kann, so daß schon Goethe aussprechen konnte, sie sei bestimmt für diese höhere Bildung die Weltsprache zu werden (Recens. der Volkslieder der Serben übers. v. Jakob).

Man muß fragen, wie ist es möglich geworden, diese Spracheinheit ins Werk zu setzen, ohne eine umschließende äußere Einheit, ja unter dem Zerfall derselben, und ohne einen maßgebenden politischen Mittelpunkt? Denn die deutschen Völker reden von Haus aus mehrere besondere Sprachen, die bei aller ursprünglichen Einheit doch im Beginn unsrer Geschichte weit genug auseinandergingen, und die sich im Lauf der Jahrhunderte an und für sich noch weiter getrennt und zersplittert haben. Zwar einmal schon in der blühendsten Zeit des Mittelalters, unter den hohenstaufischen Kaisern, war es gelungen, eine von den verschiedenen Mundarten zu einer Gesamtsprache der Gebildeten und der Schrift über die andern zu erheben, die schwäbische, die wir in diesem Sinn mittelhochdeutsch nennen; und doch reichte die damit erzielte Einigung kaum halb so weit, als die wir heute besitzen. Allerdings hat man an der neuhochdeutschen Einigung drei ganze Jahrhunderte gearbeitet; denn erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie in der Hauptsache vollendet, kurz vor der Zeit, als die ersten von den großen Denkern und Dichtern auftraten, die sie zum Werkzeug ihrer Heldenarbeit brauchten, mit der sie dem deutschen Volke gleichsam ein neues geistiges Vaterland schufen.

Woher stammt nun diese einheitliche Sprachschöpfung für so viele Millionen mit so zahlreichen verschiedenen Mundarten, die unter unsern äußeren nationalen Besitzthümern als das wahre Kleinod gelten muß? Sie ist zum Theil und im Kern ein Erbe aus der mittelhochdeutschen Zeit, zum Theil die saure und treue Arbeit der Gelehrten, Schriftsteller und Grammatiker vergangener Jahrhunderte; aber sie hat auch in Form und Stoff der Sprache eine bestimmte landschaftliche Heimat: was für das gebildete Deutsch des Mittelalters Schwaben war, das wurde für die neuere Zeit das östliche Mitteldeutschland, namentlich Sachsen. Es ist hier nicht der Ort, das in wissenschaftlicher Betrachtung an der Sprache selbst zu zeigen; es sollen dafür Zeugnisse beigebracht werden, die den Satz als geschichtliche Thatsache belegen.

Der Erste, der ihn mit einer gewissen wissenschaftlichen Begründung aussprach, war Adelung; er kommt in allen seinen sprachlichen Schriften mit Vorliebe darauf zurück, am eingehendsten im Magazin für die deutsche Sprache in den Jahren 1781 und 82; er faßt ihn da u. a. bündig so zusammen:

„Diejenige Sprache oder Mundart, deren sich ein Volk in Schriften bedient, ist weder ihrem Ursprunge noch ihrer Ausbildung nach ein Werk der Schriftsteller, sondern sie ist allemal die gesellschaftliche Sprache der obern Classen der ausgebildetesten Provinz. In Deutschland ist es die gesellschaftliche Sprache des südlichen Sachsens.“ An einer andern Stelle heißt es: „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Kursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wol nicht ein Fremdling sein kann. Man kann ohne Bedenken hinzu setzen, daß sie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, so rein und so richtig gesprochen wird, als eben hier: beides, weil der gute Geschmack in keiner Provinz so allgemein verbreitet ist, als in dieser.“ Und vorher: „Das neuere Hochdeutsch dürfte sich des ihm zuweilen auch beigelegten Namens Obersächsisch eben so wenig schämen, als sich die ehemalige verfeinerte griechische Mundart des Namens der Attischen schämen durfte, oder sich die ausgebildete italienische Mundart des Namens der Toscanischen und Florentinischen schämen darf.“ Von seiner Begründung der Sache nur eine Probe: „Man weiß, daß die in Obersachsen bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmacks und der Sitten sich von hier über alle deutsche Provinzen verbreitete, die derselben nur fähig waren, und nach dem Maße, als sie derselben fähig waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmacks war, als alles übrige.“ Es ist hier nicht möglich, diese Behauptungen in ihrer geschichtlichen Wahrheit zu prüfen, nur das sei bemerkt, daß man den Obersachsen den Vorzug des guten Geschmacks und der gesellschaftlichen Bildung damals ziemlich allgemein in Deutschland zugestand. Uebrigens fand Adelungs Behauptung in Bezug auf die Sprache viel gleichzeitigen Widerspruch, selbst heftigen, ja leidenschaftlichen, theils aus heimatlichem Selbstgefühl von oberdeutscher wie von niederdeutscher Seite, wo man sich gegen die gewollte Hegemonie der Obersachsen mehrfach auflehnte und diesen ihre Sprachfehler vorrückte, theils zugleich aus wissenschaftlichen Gründen von solchen, die in der Schriftsprache eine Vereinigung des Besten aus allen Mundarten erkennen wollten, oder von solchen, die sie hauptsächlich als ein Werk der Schriftsteller ansahen. Ja ein Ungenannter erhob als selbst Kursache Widerspruch dagegen; Adelung hielt ihm ein, wie unverfänglich sein Zeugniß erscheinen müsse, da er ja selbst eben kein Kursache sei. Die großen Schriftsteller der schon angebrochnen neuen Zeit scheinen den Streit übersehen zu haben, sie verhielten sich überhaupt gleichgiltig, wo nicht feindlich gegen Adelung, wie dieser gegen sie. Schiller verspottet einmal, i. Z.

1797, Adelungs Sag, er läßt in der Epigrammenreihe „Die Flüsse“ die Elbe sich rühmen:

Al! ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur deutsch.

Scharfer Jean Paul, in der Vorschule der Aesthetik v. J. 1804, da er von Bildung neuer Wörter spricht: „Adelung selber hingegen, so wie den Meißner Classen — als den Kreisgusschreibenden Sprachmächten und Reichsvikarien und Reichsoberhäuptern des Deutschen — will das Einführen und Vorstellen von Neulingen weniger gelingen; fast leichter bringt ein Wort sie als sie dieses in Gang. Adelung hatte z. B. einiges Verlangen geäußert, das neue Wort Gemüthsstellung statt Stimmung — das er folglich höhern Orts her hatte, weil seines Wissens nur die höhern Meißner Classen die Sprache bilden — etwan gemein in den tiefern Classen, nämlich unter den Autoren, und dadurch allgemein zu machen; noch liegt das Wort bei ihm und wird nicht gangbar.“ Goethe spricht sich in dem späten Bericht von seiner Studienzeit in Leipzig, aus d. J. 1810, über Meißens Anspruch als über etwas Abgethanes aus: „Jede Provinz, sagt er, liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt.“ Doch darf wol dem gegenüber nicht unerinnert bleiben, wie von den großen Anführern der neuen Sprachperiode einer selbst ein Sachse war, Lessing, wie mehrere von ihnen, Lessing, Klopstock, Goethe und Jean Paul, selbst in Obersachsen ihre Universitätsbildung erhalten hatten, und wie die bedeutendsten in einer Stadt des sächsischen Thüringens ihren eigentlich entscheidenden Wirkungskreis fanden; Goethe gerade hat ja als Student in Leipzig die Schule des feinern ober-sächsischen Geschmacks an sich durchmachen müssen, wie er selbst berichtet, und Schiller hat für seine Schriften längere Zeit einen Sachsen mannigfach zum Nachbesserer gehabt auch in sprachlichen Dingen, seinen Freund Körner. Auch ist bekannt, wie Adelungs sprachwissenschaftliche Schriften, die durchaus auf seinen Grundsatz aufgebaut waren, eine breite Geltung als maßgebend gewannen wie keine vorher, ja sie theilweise noch heute haben.

Aber er hatte seinen Sag von dem Werthe des meißnischen Deutsch nicht erfunden, er fand ihn vor. Ein ziemlich gleichzeitiger deutscher Sprachforscher, J. Fr. Heynag, handelt in einem Buche von 1771: „Briefe die deutsche Sprache betreffend,“ einleitend u. a. von der Frage, ob ein Märker eine deutsche Grammatik schreiben könne, wie er selbst, ein Märker, Prof. in Frankfurt a. D., gethan hatte; ein Freund hatte ihm diese Frage entgegengehalten,

weil ja „die Meißner, die Leipziger und Hallenser nach der gemeinen Meinung in dem Besiz der besten Aussprache wären.“ Er selbst spottet zwar über diese „bescheidne Meinung einiger Meißner und ihrer Schmeichler,“ und kommt zu dem Schluß, „daß die Gelehrten in der Mark im Durchschnitt genommen weniger Provinzialfehler haben als die Sachsen;“ zuletzt aber stellt er doch beide gleich: „Da Sachsen und die in Ansehung der Sprache zur Mark Brandenburg gehörenden Länder die meisten und ersten guten Schriften in deutscher Sprache geliefert haben: so haben sie beide ein naheß Recht, über die Streitigkeiten der übrigen Provinzen zu urtheilen. Gibt es indessen eine allgemeine hochdeutsche Sprache, so muß entweder die sächsische oder die märkische Mundart den Ausschlag geben, wenn die andern Mundarten freitig sind.“ Lichtenberg spricht einmal von einer gewünschten ausreichenden Uebersetzung Shakespeares, und welche mühsame Vorbereitung dazu nöthig wäre: „So wünschte ich wohl, daß ein Deutscher, der seine Nation und die englische gut kennt, uns ein Werkchen über Shakespeares Flüche gäbe, und sie uns durch ähnliche, z. E. für Obersachsen, übersezte — denn für Deutschland überhaupt müssen wir nicht rechnen, weil wir kein London oder Paris haben.“

In einem seiner Zeit vielgelesenen Roman: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, v. J. 1770, läßt der Verf. Hermes, ein Pommer von Geburt, eine gebildete Gesellschaft im Postwagen von dem raschen Aufschwung der deutschen Literatur reden, und auch die Sprachfrage wird dabei verhandelt; die Heldin des Romans, Sophie, spricht sich aus: „Sachsen gab, wie ich glaube, die Reinigkeit, Berlin und Braunschweig den galanten, und Göttingen den gelehrten Reichthum der Sprache.“ Weiterhin wird gefragt: Wär es aber nicht gut, wenn man auf die Vollkommenheit einer Sprachlehre mehr dächte? „Ich glaube nicht, daß das nöthig ist, erwidert eins. Wer bedachtsam liest, der schreibt wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besiz sind, richtig zu schreiben, und spricht wie man in Meissen spricht. . . . Ich glaube, wer kein Sachse ist, muß sich bemühen so sprechen zu lernen, daß man wenigstens seine Landsmannschaft nicht errathe. Wollte man übrigens in Sachsen das Gute aus Westphalen, Braunschweig und Pommern annehmen: so hätte man die einzige reine Sprache, die gleich geschrieben und gesprochen wird.“ Der Verfasser selbst bringt freilich späterhin eine Verspottung der Leipziger Mundart nach.

In den Briefen die neueste Literatur betreffend wird im 7. Bande v. J. 1760 das Werk eines Franzosen Premontval besprochen, das vom Verfall der franz. Sprache handelt; derselbe kommt dabei auch auf die Ausbildung der deutschen Sprache zu reden, er vermißt für sie eine Reichshauptstadt als Mittelpunkt und äußert: „Sollte es der Dresdner Hof sein, wie man sagt? Aber ich finde nicht, daß man dieses in Berlin zugibt, zu geschweigen daß

selbst am Dresdnischen Hofe die so hoch gerühmte sächsische Sprache der Italienischen und dem Französischen hat weichen müssen. Ich zweifle gleichfalls sehr, daß man zu Wien, München oder Mannheim sich verbunden glaubt, Sächsisch zu reden, wann man Deutsch reden will: und wie? hat sich der größte Dichter Deutschlands, hat sich Haller wohl gefürchtet seine Muse schweizerisch reden zu lassen?" Darauf erwidert denn der Recensent, nicht Lessing, sondern Resewitz wie es scheint: „Man siehet wohl, daß der Herr von Premontval nicht Kenntniß genug von unserer Sprache hat. . . Haller hat sich allerdings so sehr gefürchtet seine Muse Schweizerisch reden zu lassen, daß er alle Spuren davon aufs sorgfältigste wegzuwischen gesucht hat, sobald er bei seinem Aufenthalte in Deutschland das deutsche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muß, um solche Fehler zu empfinden. Er hat diesem sächsischen Wohlklange einige seiner vortrefflichsten Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen einiger wenigen Spuren der schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen lassen. Einige Kunstrichter, die nie die Schweiz verlassen haben, haben sich vergebens bemühet die Eitelkeit des sächsischen Wohlklanges durch Gründe zu beweisen; man hat sie ausgelacht, und sie sind endlich selber gezwungen worden, sich der sächsischen Schreibart zu nähern. Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Gessner und Zimmermann, ereifern sich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der sächsischen oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen. Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlands haben aus Sachsen und Brandenburg und den angränzenden Ländern ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg, und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenfluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten, die sich auf die Vollkommenheit der deutschen Sprache befleißigen. Den Sachsen hat man die erste deutsche Gesellschaft und viele andere Bemühungen zur Verbesserung unserer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon beim Anfange dieses Jahrhunderts in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Classe zur Beförderung der deutschen Sprache welch ein Wunder also, daß sich die wahre hochdeutsche Sprache bloß nach der sächsischen und hernach nach der brandenburgischen Mundart richtet. Wer in Wien, München und Mannheim reden will, ist freilich nicht verbunden Sächsisch zu reden . . . aber wehe dem Schriftsteller, der ein ganz Buch Oesterreichisch, Baysirisch oder Pfälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der sächsischen Mundart geschrieben.“

Die schweizerischen Kunstrichter, d. i. Kritiker, von denen der Recensent spricht, sind Bodmer und Breitinger. Beide erklären sich über die Frage in Breitingers Fortsetzung der Critischen Dichtkunst v. J. 1740; im ersten Abschnitt handelt Vesterer von der Quelle der schönen Sprache und äußert:

„Unter den vielen Provinzen Deutschlands hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgestüttesten, insonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Kurfürsten Friedrich Augusts, erworben; ihre Sorgfalt für das Ergözen der Sinne ist am weitesten gegangen, und hat sich auch auf das Gehör erstreckt; dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthum und Deutlichkeit der Wörter mit andern Mundarten schon längst geeifert hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle andern Aussprachen in Deutschland behauptet.“ Sehr angelegentlich spricht sich Bodmer darüber aus in der Vorrede zu Breitingers Buche, offenbar in der Absicht den schwebenden Streit gütlich beizulegen; er ist dabei beflissen, zugleich den „Provinzen“ nachdrücklich ihr Recht zu bewahren und zugleich die Sachsen über ihren Anspruch völlig zu beruhigen, es ist merkwürdig, mit welcher fast ängstlicher Ergebenheit gegen diese. Er beweist ausführlich das Recht aller Provinzen zu einem eignen Urtheil: „Hat der Gebrauch, heißt es, nicht seinen tiefen Grund in der Natur und Vernunft, so ist nicht warum eine Provinz nicht mit demselben Recht, wie eine andere, ihren eigenen Gebrauch dem andern, der eben so mangelhaft ist, vorziehen dürfte.“ Darauf aber: „So viel mir bekannt ist, hat Meissen das beste Recht von andern Provinzen Deutschlands zu fordern, daß sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen; allermäßen es darinnen wahre Vorzüge vor allen andern aufweisen kan, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des deutschen Reichs mit Gedanken umgehe, mit ihm um dieses Recht zu streiten, oder wenn es einer oder der andern in den Sinn kommen sollte, daß solche zu ihrem Behuf bündigern Titel anziehen könnte.“ Dies das Zugeständniß, darauf die bescheiden Einschränkungen und Bedingungen: „Dennoch wird man den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meissen keine angebohrne Herrschaft hat, vermögen sollen, ihre Aussprache und Mundart der Meißnischen unterwürfig zu machen. Es wird keinen so blinden Gehorsam von Jedem fordern, daß er solche auf sein bloßes Wort glauben solle, ohne daß er sie einsehe . . . am wenigsten wird es denjenigen das Recht dieser Untersuchung sperren, welche es aufrichtig meinen und das Herz haben, ihre eigene ihnen angewöhnte Mundart gegen einer bessern zu verlassen . . . Die eigene Ehre und die Liebe zu ihrer Sprache ersodern, daß die Sachsen diese Untersuchung den Sprachlehrern anderer deutschen Provinzen vielmehr erleichtern als sperren . . . Je mehr die Gelehrten anderer Provinzen die wirklichen Vorrechte der Meißnischen Mundart einsehen werden, desto mehr Eifer werden sie bekommen, dieselbe an ihrem Orte auszubreiten.“ . . . „Zudem ist das Naturell, das zum Aufnehmen einer Mundart und Aussprache nothwendig ist, nicht so lediglich an das sächsische Klima gebunden.“ . . . „Wiewohl die Mundart

an manchem Orte sehr verderbt ist, . . . das Verderben besteht meistentheils in der Aussprache, welche unsren Worten öfters durch ihren Uebelflang eine Härte mittheilet, daran sie keine Schuld haben, und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meißners sublimiert werden.“ Zum Schluß: „Mit allen diesen Anmerkungen aber suche ich nichts weiteres, als gegenwärtiger Schrift . . . ein aufmerksames Gehör bei denjenigen zu erwerben, welche sie aus dem Hauptgrunde verwerfen möchten, daß der Verfasser kein Meißner, und was noch schlimmer ist, daß er ein Schweizer ist. Ob er zwar ein Schweizer ist, so hat er doch als ein Mensch geschrieben.“ Die Schärfe darin ist wesentlich gegen Gottsched gerichtet; Bodmer selbst aber hatte z. B. seine Uebersetzung von Miltons verlorne^m Paradies einem Obersachsen zur sprachlichen Durchsicht zugesandt.

Gottsched weiter nahm ziemlich genau den Standpunkt Adelsins; wie dieser war er selbst kein Sachse, sondern ein Norddeutscher von den Gestaden der Ostsee, vertrat aber von Sachsen aus dessen Vorrang als Mittelpunkt der deutschen Sprache. Er sagt in der Deutschen Sprachkunst: „Ganz Deutschland ist schon längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan: daß das mittelländische oder oberländische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland, und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet.“ Doch bestimmt er vorher genauer: „Was ich hier von der oberländischen Aussprache sage, will ich keinesweges auf das einzige Meißen gedeutet haben, wie ein gelehrter Mann zu Göttingen [Michaelis i. J. 1750 in einer lateinischen Rede de ea Germaniae dialecto qua in scribendis libris utimur] unlängst dafür gehalten hat, der dieser Landschaft die Grenzen zwischen der Elbe und Saale angewiesen . . . Wir können sicher auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien dazu rechnen. In allen diesen Landschaften wird in Städten, unter vornehmen, gelehrten und gesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen: welches man a potiori, nach dem Sitze des vornehmsten Hofes, das Oberländische zu nennen pflegt.“ In der Erklärung dieser Erscheinung sagt er u. a.: „Der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit ist, seit der Glaubensreinigung, . . . nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meißen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt am Main größtentheils nach Leipzig gezogene Bücherhandel dazu beigetragen. Weil auch durch die fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedruckt worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die

Oberhand bekommen.“ Seine Grammatik war für die Verbreitung des ober-sächsischen Deutsch von nicht geringem Einfluß; wie sie in Straßburg für den Gebrauch der Franzosen ins Französische übersetzt wurde unter seiner eignen Durchsicht, so gewann sie auch in Süddeutschland Geltung, selbst in Oestreich, wo man doch um dieselbe Zeit noch Versuche machte, von Wien aus ein „Kaiserliches Deutsch“ zu begründen. Von Hrn. v. Antesperg erschien 1747 eine „kayserliche deutsche Grammatik“, worin er auch ein kaiserliches deutsches Dictionarium verspricht. Ein anderer Oestreicher aber, H. von Scheyb, selbst Verfasser eines Epos, der Theresiade, der mit Gottsched in Briefwechsel stand, meldet diesem aus Wien 1749 (Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 293 ff.), „daß dero Grammatik haufenweis abgehe“ und knüpft daran die Hoffnung „daß das Deutsche dort nunmehr auch sich bessern werde;“ von seiner eignen Bildung schreibt ders. an Gottsched: „So lernte ich ein wenig Deutsch, ein wenig Lateinisch bei den Canonicis in Münchrath, ein wenig Englisch zu Neapel, Griechisch zu Leyden u. s. w., Sächsisch, so viel ich weiß, durch Gottscheds Sprachlehre.“ Man ging damals in Wien mit dem Plane um, eine Professur für deutsche Sprache zu stiften, ein rein Hochdeutscher sollte sie erhalten, d. h. ein Sachse, ja man dachte höhern Orts daran, Gottsched selbst zu berufen, „um durch Sie, wie Scheyb an ihn meldet, den Grund zu Verbesserung der deutschen Sprache allhier zu legen.“

Nur noch zwei frühere Zeugnisse aus dem 18. Jh. In der Vorrede zu Weichmannns Poesie der Niedersachsen v. 1725 spricht der Herausgeber, ein Norddeutscher, gegen den Franzosen Bouhours, der die deutsche Sprache plump und bäurisch gefunden hatte, er meint dabei: „So viel aus seinen Urtheilen zu schließen ist, hat er sie weder gehört noch gelesen, oder wenigstens nicht Gelegenheit gehabt von der reinen Meißnischen Sprache das geringste zu vernehmen; von Schweizern, Schwaben oder Oestreichern mag er etwas haben sprechen hören.“ Ebenda bespricht der Hamburger Dichter Brockes die Frage, „ob die von allen Deutschen für die beste und zierlichste gehaltene Obersächsische Sprache der Vollkommenheit so nahe sei, daß keine andre Nation, am wenigsten aber die Niedersachsen, selbige zu tadeln sich mit Recht unterstehen können?“ Er verneint das und streitet für ein gewisses Recht der Kritik auf Seiten der Norddeutschen, zumal ja eben dieselben ihre hochdeutsche Sprache und Cultur aus Obersachsen erhalten hätten; zum Schluß aber heißt es: „Ich erkläre mich hiemit nochmals feierlich, daß ich diese Untersuchung . . . nicht aus einer Geringschätzung der Obersächsischen Mundart unternommen. Vielmehr bin ich allerdings der Meinung, daß, wie die Herren Obersachsen im Besiß der schönsten und zierlichsten Mundart sind, und man durchgehends nur dasjenige was ihnen am nächsten kommt, für das Beste hält, daß, sage ich, wir so wol als alle andere, z. B. Schlesier, Franken, Oestreicher etc. verbunden sind, ohne

wichtige Gründe nicht von ihnen abzuweichen, sondern vielmehr den hienieder bei uns eingeschlichenen Gebrauch als einen Mißbrauch anzusehen haben.“

Dieselbe Anerkennung genoß aber die meißnische Sprache schon im 17. Jahrhundert, obwol ebenfalls nicht ohne Streit. Der Rector des Cölnischen Gymnasiums in Berlin Joh. Boddiker gab im J. 1690 eine deutsche Schulgrammatik heraus; die Frage nach dem Hochdeutsch entscheidet er schon so, daß er dasselbe den Mundarten gegenüberstellt, fügt aber hinzu: „nur daß ihr (der hochd. Spr.) die Meißner und Obersachsen am nächsten mit reinlicher Aussprache kommen.“ Im Jahre 1691 erschien zu Nürnberg ein umfängliches deutsches Wörterbuch von Caspar von Stieler, einem Erfurter; er widmete es dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg dem Dritten, als welcher der Widmung am würdigsten wäre, „da Sie, heißt es, ein Herrscher über solche Städte und Festungen sein, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen, und aufs glücklichste ausgezietet und geschmückt worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet. Ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg, und das Süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von seinem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle solch eine milde Beisteuer verehret, daß es sich seiner Lehrlingschaft zu schämen nimmermehr Ursach finden wird.“ . . . „Diese treffliche Städte nun, heißt es weiterhin, sind die Richtschnur der hochdeutschen Sprache.“ Morhof, ein Mecklenburger, äußert in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie aus d. J. 1682: „Es ist auch ein großer Unterscheid unter den Dialectis und Mundarten . . . Der Meißner Ausrede ist die zierlichste;“ weiterhin, „wer nun ein reinliches deutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialectum, wie der Meißnische ist, ihm vorsezen.“ In der Vorrede der 2. Ausg., die sein Sohn besorgte, meldet dieser, die Orthographie sei nun durchaus in die meißnische umgewandelt worden: „Zwar ist es eine Sache, worinnen man sich leicht verstoßen kann, indeme die Meißner selbst, welche doch sehr darüber halten, in vielen Dingen bei sich nicht einig sind;“ nachher: „Der aus seinen geistreichen Schriften gnugsam bekannte Christ. Scriber, dessen wir uns billig rühmen können, hat das Lob erlangt, daß in der Reinlichkeit der deutschen Sprache es ihm keiner, auch von denen Meißnern selbst . . . zuvor gethan habe, welches um so viel mehr, weil er ein Holsteiner von Geburt ist, zu verwundern; doch würde er es nicht so weit gebracht haben, wenn er nicht eine geraume Zeit sich in Meissen aufgehalten hätte.“

Schottel, ein Braunschweiger, handelt in seinem großen Sprachwerke, Ausführliche Arbeit von der Teutschen Hauptsprache, aus d. J. 1663, mehrfach von der Dialectfrage; in einer vorgesezten Lobrede von der Teutschen Hauptsprache äußert der Verf. tadelnd: „Es ist sonst fast lächerlich, daß ein und

ander, sonderlich aus Meissen, ihnen einbilden dürfen, der Hochdeutschen Sprache ihrer Mundart halber Richter und Schlichter zu sein.“ gleich darauf aber gibt er zu: „Die rechte meißnische Ausrede, wie sie zu Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden üblich, ist lieblich und wollautend, und es hat in vielen Wörtern das Hochdeutsche sich wol darauf gezogen; wie breit und verzogen aber der meißnische Dialectus auf dem Lande und unter den Bauren sei, ist nicht unbewußt.“ Im Werke selbst handelt gleich der Eingang vom Begriff des Hochdeutschen, nach einer Erörterung vom Verhältniß der Mundarten und der Schriftsprache, mit Beispielen aus dem Alterthum, heist es da: „Es ist gleichfalls die Deutsche Sprache getheilt in unterschiedene Mundarten, als in die Meißnische, Niedersächsishe, Niederländische, Schwäbische, Schweizerische. . . . Es hat aber die Deutsche Sprache ihre Hauptzier- und höchste Lieblichkeit dem Hochdeutschen vorbehalten, welche Hochdeutsche Mundart gleichsam allein den Namen der Deutschen Sprache überkommen, wie vormals die Attische in Griechenland, die Römische in Welschland, noch heute die Persische in Asien, die Toscanische in Italien, die Castilianische in Spanien.“ Daß er mit dieser hochdeutschen Mundart im wesentlichen die meißnische meint, die er ja bei der Aufzählung zuerst stellt, ergibt sich aus dem gleich Folgenden: „Gleich wie aber nicht alle Wörter und Redensarten aus Jonischer, Colischer und Dorischer Mundart in Griechischer Sprache verwerflich waren. also wird man gleichfalls zulassen müssen, daß auch außer der Meißnischen Mundart viele Wörter vorhanden sein, welche bei etwa einer Verfertigung eines völligen Wörterbuchs nicht müssen übergangen werden.“ Er beruft sich auf einen Ausspruch von dem Nürnberger Harsdörfer im Specimen philologiae Germanicae v. J. 1646, des Inhalts, die Meißner dürften aber nicht meinen, daß die deutsche Sprache entweder vollständig oder völlig rein in ihrer Mundart immer und allein enthalten sei; gerade diese Warnung läßt durchblicken, wie gesichert schon damals der Vorrang des meißnischen Deutsch in Bezug auf das Wesentliche war.

Im J. 1645 verfaßte Hanmann seine Anmerkungen zu Opitzens Poeterei; er kommt da auf die Frage, „woher man doch die Hochdeutsche Sprache, deren Herr Opitz gedenket, lernen soll.“ „Viel geben vor, als wann sie zu Leipzig und Halle rein sollte geredet werden: Und es ist nicht ohne, wenn ichs in Vergleichung gegen die andere Dörter schäze. Aber daß daselbst in gemeiner Rede auch viel Falschheit mit unterlaufe, kann ich selbst bezeugen;“ er war nämlich ein Leipziger von Geburt; weiterhin heist es aber bestimmt: „Zu der Zierlichkeit gehört auch, daß man sich guter Meißnischer und iger Zeit üblicher Wörter und Arten im Reden, welche bei verständigen und vornehmen Leuten im Schwange, sich gebrauche.“

Unsicherer lautet die Anweisung Philipps von Zesen, aus Anhalt ge-

bärtig, im Deutschen Helicon von 1640: „Wer einen guten Reim will machen, der muß vor allen Dingen die Mundart dessen Landes, wo er ist, in Acht nehmen. Ist er in Meissen, so braucht er die Meißnische, ist er in Schlessien, so braucht er die Schlesiſche Mundart; doch gehet die Meißnische, welche die rechte Hochdeutsche, allen andern vor und wird in andern Landen ohne Bedenken gebraucht.“ In seinem Rosenmand, Hamburg 1651, findet sich die Aeußerung, man pflege insgemein zu sagen, daß man von dem vornehmen Frauenzimmer zu Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. „So hat man zu Athen das zierlichste Griechisch, zu Rom das zierlichste Latein geredet. So redet man auch in Obersachsen und Meissen das zierlichste Hochdeutsch, das man im Schreiben gebrauchet.“

Das Zeugniß eines Pfälzers von 1626, Scioppius in einer Schrift Consultationes de scholarum et studiorum ratione, lautet so: die Meißner gebrauchten die besten und bewährtesten Worte und Redensarten, obwol sie in der Aussprache sich lächerliche Fehler zu Schulden kommen ließen; er unterscheidet schon scharf die Gemeinsprache, communis dialectus, von den Mundarten, unter denen er den meißnischen mit aufzählt, gibt aber an, jene, die Gemeinsprache, wie sie am kaiserlichen Hofe und beim Kammergericht zu Speier gelte, stamme aus Meissen; und die meißnische Mundart sei für die Deutschen das, was für die Griechen die attische, für die Italiener die florentinische, für die Spanier die toledanische.

Aber auch das 17. Jahrhundert erhielt dies Ansehen des Obersächsischen schon aus dem vorhergehenden überliefert. Am Ende des 16. Jahrhunderts spricht es ein Spanier Laurentius Villavincencius aus in einer lateinischen Schrift de formando studio theologico. Die reine Landessprache, äußert er, müsse man aus dem Umgang mit den Gebildeten schöpfen, oder aus den Büchern, die in der angesehensten Mundart verfaßt seien, wofür in Deutschland nach vieler Urtheil der meißnische Dialect gelte. Rühmend nennt Justus Joseph Scaliger die hiesige Landessprache als eine hervorragende Ehre Leipzigs in einem Gedichte, worin der Glanz der Leipziger Messe geschildert wird.

Im Jahr 1561 erschien das eigentlich erste deutsche Wörterbuch, verfaßt von einem Schweizer Josua Maaler oder Pictorius aus Zürich, gedruckt in Zürich bei Froschauer; es wurde eingeführt durch eine empfehlende Vorrede des gelehrten Conrad Gesner, gleichfalls eines Zürichers. Er handelt darin besonders von dem Umfang und den mannigfachen Dialecten der germanischen Sprache und äußert: „Darunter halten einige die Mundart, deren sich die Oberdeutschen bedienen, für die beste und vorzüglichste und am wenigsten vererbte; Andere geben der Gegend um Leipzig den Preis der gebildeteren Sprache, in der auch Luther seine Bücher verfaßt habe; noch andere sprechen denselben vielmehr den Augsbürgern zu, oder ziehn von gewissen Seiten die Sprache

der Baseler vor.“ Daß hier wiederum gerade Leipzig genannt wird, mag neben der Universität namentlich der Messe zuzuschreiben sein, die ja jährlich Tausende aus allen Landschaften hier zusammenführte und die auch damals schon nächst Frankfurt den wichtigsten Büchermarkt darstellte; ein wirklicher Vorzug Leipzigs mag aber daraus doch auch zu entnehmen sein. Uebrigens gewährt Gesners Angabe ein richtiges Bild von dem damaligen Stand der Einigungsfrage. Das Schrifthochdeutsch, „unsere gemeine deutsche Sprache“, wie es die Zeitgenossen mit Selbstgefühl nennen, war noch in viele Spielarten zerfallen, unter denen hauptsächlich drei hervortreten, nach der Bezeichnung von Seb. Helber im Sylbenbuechlein von 1593: die mitteldeutsche, die auch er schon zuerst stellt, die donauische und die oberrheinische; Gesners Eintheilung ist dieselbe, er nennt nur drei der bekanntesten und im Bücherdruck thätigsten Städte, Leipzig, Augsburg, Basel. Daß unter diesen drei Spielarten die mitteldeutsche und gerade in der Form der meißnischen den Sieg davon tragen sollte, daran hat Luthers Wirken einen sehr großen Antheil, und durch seinen Einfluß besonders geschah es, daß das obersächsische Sprachgebiet sich früh durch den Zutritt von Niederdeutschland verstärkte. Denn nach dem Norden hin entschied sich der Sieg des Meißnischen im Princip schon im Lauf des 16. Jahrhunderts. Das läßt sich, um kurz zu verfahren, in zwei kleinen Vorgängen aus dem Privatleben zeigen. Im J. 1584 war in Nordheim bei Hildesheim ein Streit im Gange zwischen dem dortigen und einem benachbarten Pfarrer über die Wahl des Niederdeutschen oder Hochdeutschen zur Kanzelsprache (s. Hormayrs Taschenb. für die vaterl. Gesch. 1840 S. 390); der Nordheimer Pfarrer wird vom Gegner u. a. mit den Worten angegriffen: „Du bist ein großer Fürstendprediger gewesen, führest hohe meißnische Sprache, bist freilich wohl in Meissen nie gewesen, sondern hast die Sprache etwan aus einer Postille gefasset.“ — Der Angriff also geschieht selbst auch hochdeutsch. Man ging nämlich vom Norden nach Meissen, um hier an Ort und Stelle Hochdeutsch zu lernen. So ließ im J. 1572 ein Maler aus Mecklenburg, Erhard Gaultrap, der bei Lucas Cranach in Wittenberg gelernt hatte, seinen Bruder Lucas von der Schweriner Schule zu sich nach Meissen kommen, damit er besser die meißnische Sprache erlerne (Risch, über den Maler Erhard Gaultrap, in den Jahrb. des Vereins für meckl. Gesch. 21, 304); man wird annehmen dürfen, daß das ein Gewinn war für das Fortkommen des jungen Mecklenburgers, und daß dieser Fall nicht der einzige und wol nicht der erste war.

Zu diesem Stand der Dinge stimmt es denn auch, daß die erste wirkliche Grammatik der deutschen Sprache aus Obersachsen hervorging; sie erschien zu Leipzig i. J. 1578, in lateinischer Sprache, unter dem Titel: *Grammatica Germanicae Linguae, ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta*. Der Verfasser Johann Clajus war ein Obersachse, gebürtig aus Herz-

berg, gebildet in Grimma und Leipzig. Sie erwarb sich große Geltung und Anerkennung, erfuhr noch i. J. 1720 eine Auflage, die eilfte, und ward schon im 16. Jahrh. selbst im katholischen Süden von Jesuiten gebraucht, trotz der Belegstellen aus Luther, die im protestantischen Sinn gewählt sind (s. Raumer, der Unterricht im Deutschen S. 26). *hoc supras recto homi dicitur? quia?*

Wie Clajus seine Grammatik auf Luthers Deutsch baute, so erkennen es schon die gleichgesinnten Zeitgenossen des Reformators aus Sachsen als das rechte Muster der deutschen Rede. Der Historiker Sleidanus rühmt ihm im Jahr 1556 nach, „er habe die Muttersprache am meisten ausgebildet und bereichert und behaupte in ihr den ersten Ruhm; ja schon i. J. 1531 nennt der Grammatiker Fabian Frangf. als Richtschnur der deutschen Sprache neben der kaiserlichen Kanzlei Dr. Luthers Schreiben. Sein Deutsch nun ist im Grunde und im sprachlichen Stoff eben das gebildete Obersächsisch. Joh. Mathesius spricht das i. J. 1570 in seinen Predigten über das Leben Luthers aus: „Weichsner, sagen auch die ausländler, wenn sie untern leuten gewesen und irs landsmanns vergessen, reden ein gut deutsch. Darumb erwecket der Sone Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war und die Biblien Gottes in Weichsnische zung brachte.“ Luther selbst drückt sich in den Tischreden darüber aus: „Ich habe kein sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederlender verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsichen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige im Deutschland. Alle Reichstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sächsichen und unsers Fürsten Canzeley. Darumb istz auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Friderich, Herzog zu Sachsen haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ So lehnt er bestimmt die Ehre ab, der Schöpfer einer neuen Sprache zu sein, er verweist auf eine Spracheinigung, die er schon vorfand und die er als ein Werk der kaiserlichen und der sächsischen Behörden, hauptsächlich aber der letztern bezeichnet. Es ist natürlich, daß diese Behörden, wie sehr sie auch auf die Gemeinverständlichkeit ihrer Schriften Rücksicht nehmen mochten, den Sprachstoff in der Hauptsache aus ihrer angeborenen Mundart schöpften. Und wirklich ist die rühmliche Geltung des meißnischen Deutsch, die wir so durch drei Jahrhunderte verfolgt haben, noch älter als Luther oder Friedrichs des Weissen Kanzlei; denn schon in einer Priamel aus dem 16. Jahrhundert wird unter andern unzweifelhaften Sätzen mit angeführt (Wackernagels Literaturgesch. S. 375): *et immut? quia? recto? melius? ut*

In Meissen deutsche Sprach gar gut; *ut? recto? immutatio?* ja schon aus dem Anfang des 14. Jahrh. ist uns im Renner „Hugos“ von Trimberg, eines Franken, eine Bezeichnung der meißnischen Mundart erhalten (Bl. 22226), die man nur als das Lob einer sorgfältigen vollen

Aussprache verstehen kann, mitten unter verschiedenem Tadel der Aussprache anderer Landschaften.

Das meißnische Deutsch löste seit dem 15. Jahrh. das schwäbische des Mittelalters als Schwerpunkt für die Spracheinigung ab, an deren Herstellung die ganze künftige Entwicklung der deutschen Nation hing; und es war, wenn man das Ganze überblickt, eine fast wunderbar glückliche Fügung, daß es so kam, denn der schwäbischen oder der bairischen oder einer andern süddeutschen Sprache wäre es sicher viel später oder vielleicht nie gelungen, das große niederdeutsche Gebiet für sich zu gewinnen: dazu war eine Mundart nöthig, die in ihrem Wesen wie im Raum die Mitte einnahm zwischen beiden so verschiedenen Sprachkörpern, um beide anziehen und versöhnen zu können, eine mitteldeutsche. Daß aber gerade das Meißnische dazu berufen war, dem Vaterlande diesen unschätzbaren Dienst zu leisten, dazu mag irgendwie gleich im ersten Auftreten der Cultur in dem den Slaven neu abgewonnenen Meißner Lande der Keim gelegt worden sein; daß der Keim aber so gedieh und zum Ziele erwuchs, das ist außer günstigen äußern Verhältnissen hauptsächlich der gewaltigen Persönlichkeit Luthers zu verdanken, die auch hierin mit weitgreifender und nachhaltiger Wirkung der Bewegung den durchschlagenden Anstoß gab.

Von der preußischen Grenze.

Schon während des italienischen Kriegs war das Verhalten Oesterreichs gegen Preußen keineswegs von der Art, wie es unter engen Bundesgenossen, die gemeinschaftliche Gefahren bestehen und daher auch über die zu fassenden Entschlüsse gemeinschaftlich Rath halten, zu sein pflegt. In hochfahrender Weise faßte Oesterreich seine entscheidenden Entschlüsse, nicht nur ohne den Rath des Bundesgenossen zu hören, sondern ohne ihm sein Vorhaben auch nur mitzutheilen. Obgleich es sich um keine Bundesache handelte, obgleich Oesterreich Zwecke verfolgte, die weit über die Sachlage hinausgingen, betrachtete es die von Preußen erwartete Hilfe als eine einfache Pflicht, zu welcher Preußen durch die Majorität des Bundestages gezwungen werden und für die es nicht den mindesten Dank beanspruchen sollte. Die damalige preußische Politik zu vertreten ist nicht unsre Sache; sie hätte beinahe dahin geführt, daß Preußen für eine ihm fremde Sache in einen höchst unpopulären Krieg verwickelt und der Gefahr ausgesetzt worden wäre, diesen Krieg am Ende allein